

KARIN  
WIELAND

HANSER

Dietrich &  
Riefenstahl

Die Geschichte zweier  
Jahrhundertfrauen

Berlin, 1918: Zwei Frauen träumen den gleichen Traum vom Erfolg. Marlene Dietrich und Leni Riefenstahl spüren, dass ihre Stunde gekommen ist – sie wollen zum Film und Theater, und der Erfolg lässt nicht lange auf sich warten. Sie haben ein sicheres Gespür dafür, wie man sich als moderne Frau inszeniert. Befeuert vom Triumphzug der Massenmedien, steigt Dietrich in Hollywood zum internationalen Star auf, während Riefenstahl Adolf Hitler jene Bilder liefert, die er für seine Propaganda braucht. Karin Wieland gelingt mit diesem Buch ein überraschender, neuer Blick auf die Kultur und Gesellschaft des 20. Jahrhunderts. Was jungen Frauen heute als Ideal vorschwebt, wurde im Berlin der Zwischenkriegszeit von zwei Filmschauspielerinnen erfunden.



Karin Wieland

*Dietrich & Riefenstahl*

Die Geschichte zweier Jahrhundertfrauen

Carl Hanser Verlag

*Für Andrea*

## *Inhalt*

I Jung sein (1901-1923)

*Berliner Straßen*

*Körper, Kunst und Krieg*

II Aufstieg (1923-1932)

*Frühes Leid .*

*Blau*

III Erfolg (1932-1939)

*Hollywood*

*Berlin*

IV Krieg (1939-1945)

*Die Amazone*

*Die Soldatin*

V Anklage (1945-1954)

*Die Zeugin*

*Die Beschuldigte*

VI Nachruhm (1954-1976)

*Die Ikone*

*Camp*

VII Endspiel (1976–2003)

*In der Matratzengruft*

*Auf dem Meeresboden*

*Nachwort*

*Anmerkungen*

*Personenregister*

I Jung sein (1901-1923)

## *Berliner Straßen*

Als alte Frau wird sich Marlene Dietrich an den Gleichschritt marschierender Soldaten und an das ständige Hufegetrappel der Pferde erinnern, das ihre Kindheit begleitete. Sie wurde am 27. Dezember 1901 geboren in Schöneberg, einem nichtssagenden Vorort des neuen Berlin. Zu dieser Zeit begann man dort mit dem Bau drei- bis fünfgeschossiger Mietshäuser für kleine Beamte, Arbeiter und Angestellte. Die Straßen, in denen diese Häuser aneinandergereiht stehen, lassen jenes Gefühl der Monotonie aufkommen, das einen in Berlin nie ganz verlässt.

Die Schöneberger Sedanstraße, in der Marlene Dietrich ihre ersten Lebensjahre verbringt, ist auf der sogenannten Insel gelegen, die durch Bahngleise vom Rest der Stadt abgetrennt ist. Der Takt der Stadtbahn wiegt das Mädchen in den Schlaf. Das Militär baute Kasernen auf der Insel, seit dem Deutsch-Französischen Krieg nutzt man die Bahn für den Transport von Soldaten und von Waffen. Die Sedanstraße ist »ein Berlin ohne Bäume«<sup>1</sup>; die idyllischen Dorfstreife sind nahezu verschwunden, das Militär dominiert den Alltag der Zivilbevölkerung. Freiwillige mieten sich zur Untermiete ein, und es gibt viele Kneipen, in denen die Soldaten ihre freie Zeit zubringen. Marlenes Vater, Louis Erich Otto Dietrich, sorgt hier für Recht und Ordnung,

denn er ist von Beruf Polizeileutnant. Die Diensträume seines Reviers befinden sich im Erdgeschoss des Hauses, das er mit seiner Familie bewohnt.

Die Dietrichs sind aus der Pfalz vertriebene Calvinisten, die sich unter dem Schutz Friedrichs des Großen in Brandenburg niedergelassen hatten. Marlene Dietrichs Schwester Elisabeth allerdings behauptet, sie seien Hugenotten gewesen, und hält auf diese Herkunft viel: 1972 notiert sie, dass sie groß geworden seien mit dem Ausspruch ihrer Tante Anna: »Wir sind Refugiés«, und sie fügt hinzu: »Die Hugenotten waren durch ihren strengen Glauben sittenstreng, arbeitsam, bürgerlich, genügsam, enthaltsam.«<sup>2</sup> Diese Tugenden scheinen bei ihrem Vater jedoch nicht sehr ausgeprägt gewesen zu sein. Er stammt aus der uckermärkischen Kleinstadt Angermünde und war der Sohn eines Sattlermeisters, der einen Gasthof führte. Die Dietrichs arbeiteten sich zur kleinstädtischen Honoratiorenschaft empor. Ihr Sohn Louis fühlt sich zu Höherem berufen und will Offizier werden. Er dient bei den Ulanen, einer mit Lanzen, Säbeln und Pistolen bewaffneten Kavalleriegattung. In den französischen Karikaturen findet man die Ulanen häufig als Inbegriff des preußischen Militarismus dargestellt: mit fiesen Visagen, funkelnden Monokeln und langen Lanzen. Ein Offizier Dietrich lässt sich bei den dafür in Frage kommenden Ulanen-Regimentern nicht ausmachen, und wahrscheinlich hat es Marlene Dietrichs Vater nur zum einfachen Feldwebel gebracht.<sup>3</sup> Dennoch fühlte er sich als Offizier. Der junge

Mann mit dem ungewöhnlichen Vornamen war elegant, großzügig und begehrt. Gerne fuhr er auf der Promenade vierspännig schöne Damen spazieren und lebte über seine Verhältnisse. Auf den wenigen Fotos, die es von Dietrich gibt, fällt sein Hang zur Pose auf: die stolze, aufrechte Haltung, der nach oben gezwirbelte Oberlippenbart und das Abknicken des Körpers zur Hervorhebung der »Leutnantstaille«. In seiner Selbstdarstellung geht er in der Kollektivgestalt des preußischen Offiziers auf, die erhaltenen Fotos zeigen ihn vor allem als Vertreter seines Standes und seiner Generation. 1867 geboren, gehört er zu den »Wilhelminern«. Deren Vätergeneration hatte alles erreicht: Das Land geeint und die Franzosen besiegt. Die Söhne aber sind Erben ohne Aussicht auf selbstverdienten Ruhm.

Louis Dietrich bleibt nicht lange beim Militär. Mit Anfang 20 wechselt er zur Polizei. Er wählt einen Beruf, der ihm vordergründig öffentliche Achtung, Sicherheit und Status gewährt, allerdings kaum Aufstiegschancen bietet, schlecht bezahlt wird und nur wenig Sympathie bei der Bevölkerung genießt. Berlin war in einzelne Reviere aufgeteilt, und der für das jeweilige Revier zuständige Beamte musste dort wohnen. Der Polizist untersteht einer höheren Ordnung. Auch außerhalb seiner Dienstzeit soll er Uniform tragen, der Besuch von Wirtshäusern ist einzuschränken, und die Mitgliedschaft in Vereinen ist grundsätzlich nur mit Zustimmung des Vorgesetzten erlaubt. Der Polizist ist ein Außenseiter. Er befindet sich immer im Dienst. Attraktiv an

diesem Beruf war einzig das Prestige. Louis Dietrich kann als typisch gelten, auch er lebt über seine Verhältnisse, um seine materielle Dürftigkeit zu kaschieren. Marlene Dietrichs Vater kann sich seinen schroffen Autoritätston auch innerhalb der Familie nicht abgewöhnen. Was er beim Militär gelernt hat, bekommt die Familie zu spüren: Stärke zeigen, befehlen, Gehorsam erzwingen und die eigene Autorität wahren. Das sieht man ihm auch an. Seine ungebrochene Liebe zu Uniform und Pose stellt er nicht zuletzt auf seinem Hochzeitsfoto von 1898 unter Beweis. Die Frau an seiner Seite wirkt wie angeklebt; gespenstisch schauen drei ihrer Finger aus seiner linken Armbeuge hervor. Er nimmt keinerlei Notiz von ihr. Barhäuptig und in Sonntagsuniform blickt er starr in die Kamera, während seine Braut ihm eher zaghaft hinterherschaut.

Wilhelmine Elisabeth Josefine Felsing ist 22 Jahre alt und verkörpert, was Franziska zu Reventlow als einen »Gretchen-Typus« bezeichnet hat. Vor der Heirat sind die Männer für diese Frauen Halbgötter, und damit ist die Enttäuschung vorprogrammiert. Wie es sich für Berliner gehört, waren auch die Felsing zugezogen, und zwar aus Gießen. Seit Generationen sind sie Uhrmacher. Das 1820 in Berlin gegründete Geschäft zählt zu einem der bekanntesten des alten Berlin. Die Felsing sind spezialisiert auf die Herstellung eleganter Uhren und bezeichnen sich stolz als »Hoflieferanten Seiner Majestät des Kaisers und der Kaiserin«. Josefines Vater Albert Felsing war der Titel eines »Königlich Preussischen

Kommissionsrates« verliehen worden. 1895 stiftete er die goldene Uhr für die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Die Familie unterhält eine noble Dependance Unter den Linden 20 in einem Haus, das sich in ihrem Besitz befindet. Sie sind stolz auf ihre Nachbarschaft zum königlichen Schloss. Die Heirat mit dem Polizeileutnant, die auch innerhalb ihrer Familie nicht nur auf Zustimmung stößt, bedeutet für Josefine Felsing einen gesellschaftlichen Abstieg. Das stört sie zunächst wenig, denn auch auf sie hat Louis Dietrichs schnittiges Auftreten Eindruck gemacht, und so hat sie sich in den Polizisten, der gerne große Sprüche klopft, verliebt.

Das erste Kind, Elisabeth Ottilie, kommt zwei Jahre nach der Hochzeit zur Welt, 1901 folgt die zweite Tochter Marie Magdalene. Da war Josefine 25 Jahre alt und bereits eine enttäuschte Frau. Von dem Helden, den sie einst in ihrem Mann gesehen hatte, ist nicht viel übriggeblieben: Der schmucke Polizist ist beruflich eine Niete und sucht Bestätigung bei anderen Frauen. Sie ergibt sich in ihr Schicksal, bemüht sich jedoch, die beiden Mädchen nach ihren Idealen zu erziehen. Im Innern des Hauses führt sie ein strenges Regiment. Dabei nimmt sie keinerlei Rücksichten auf Neigungen oder Gefühle. Während sich Elisabeth der mütterlichen Herrschaft zu fügen scheint, leidet Marie Magdalene darunter. Überhaupt sind die beiden Mädchen sehr verschieden: »Elisabeth war scheu, nervös, klein und ein wenig mollig. Nicht die schlanke Linie, die in der Zeit Mode war. Sie trug ihre Haare sehr oft in zwei Zöpfen, links und rechts (...) oder in einem Dutt,

einem Knäuel am Hinterkopf. Aus ihrer Kleidung schien sie sich nicht viel zu machen.«<sup>4</sup> Elisabeth ist das hässliche Entlein. Ganz anders dagegen Marie Magdalene. Sie ist ein hübsches Kind und stolz auf ihre langen Haare. Elisabeth berichtet, die Männer seien bereits nach der 10-Jährigen verrückt gewesen.

Marie Magdalene könnte der Liebling der Familie sein, doch diese Vermutung bestätigt das 1906 aufgenommene Familienbild nicht. Vater, Mutter und Schwester sitzen, während die Jüngste steht. Die Schwestern scheinen dieselben Kleider und Hüte zu tragen, und ihre Mutter, die deutlich fülliger geworden ist, hat sich in ein weißes Rüschenkleid gezwängt. Ihr Hut sitzt keck auf dem Kopf. Der Vater trägt Uniform, hat seinen Autistenblick aufgesetzt und hält fest den Knauf seines Degens umfasst. Elisabeth sitzt neben der Mutter, Marie Magdalene steht neben dem Vater. Dieses Familienbild wirkt so lange disparat, bis man Marie Magdalene wegretuschiert. Dann wirkt es in sich geschlossen: die gesetzte Autorität des Vaters wird komplettiert durch die harmlose Weiblichkeit der Mutter und die pausbackene Mädchenhaftigkeit der ältesten Tochter. Das Foto verrät uns, dass die Jüngste eine Sonderstellung in der Familie einnimmt: Sie ist die Einzige, deren Blick nach außen gerichtet ist, die gefallen will und die auch gefällt. Der Rest der Familie wirkt in sich gekehrt, der Welt abgewandt. So erklärt sich vielleicht die Traurigkeit und die Einsamkeit, die die alte Marlene

Dietrich als die wesentlichen Gefühle ihrer Kindheit benannte.

Die alltägliche Monotonie im Polizistenhaushalt wird durch häufige Umzüge unterbrochen: 1904 in die nahe gelegene Kolonnenstraße und zwei Jahre später in die belebte Potsdamer Straße. Elisabeth Will schreibt, sie und ihre Schwester hätten Angst vor diesen »Übergängen« gehabt. Die Mädchen werden die Angst der Mutter vor dem weiteren gesellschaftlichen Abstieg gespürt haben. Von seinen Vorgesetzten erhält Dietrich die schlechteste Beurteilung, und so kommt dem Wohnungswechsel vom ersten Stock ins Hochparterre symbolische Bedeutung zu. Schließlich erkrankt Louis Dietrich. »Einmal brachte meine Mutter uns dorthin, wo mein Vater war. Sie führte uns vor dem Krankenhaus auf und ab, so daß er uns von seinem vergitterten Fenster aus sehen konnte.«<sup>5</sup> In einer renommierten psychiatrisch-neurologischen Privatklinik im Westend erliegt der Polizeileutnant Louis Erich Otto Dietrich am 5. August 1908 seinem Nervenleiden, das wahrscheinlich syphilitischen Ursprungs war. Er wird nur 41 Jahre alt. Zur Schmach des Abstiegs kommt nun noch die Schande dieses Todes. Vor ihren Kindern hält Josefine Dietrich die Todesursache geheim. Wahrscheinlich fürchtet sie, dass die Krankheit des Vaters auf die Kinder übertragen worden sein könnte.

Josefine Dietrich lässt sich als »Witwe Dietrich« ins Telefonbuch eintragen und zieht mit ihren Kindern an den Tauentzien. Marie Magdalene besucht die Auguste-Viktoria-

Schule in der Nürnberger Straße. Josefine Dietrich lehrt ihre Töchter die Liebe zur Pflicht. Die Uhrmachertochter besteht eisern auf Pünktlichkeit und Disziplin, doch für die Freuden des Lebens ist ihr der Sinn abhandengekommen. Der Tagesablauf der Töchter wird von ihr streng geregelt: von 8 Uhr bis 1 Uhr gehen sie zur Schule, die Mutter bringt sie hin und holt sie wieder ab. Eine halbe Stunde ist für das Mittagessen reserviert, bevor die Mädchen eine Stunde Hausaufgaben machen. Um 3 Uhr kommt eine Mademoiselle oder Miss, um mit ihnen Konversation zu betreiben. Manchmal gehen sie dabei im Park spazieren. Danach folgt erneut eine halbe Stunde Hausaufgaben. Um halb acht ist Schlafenszeit. Dreimal in der Woche müssen sie zum orthopädischen Turnen und je zweimal zum Klavier-, Gitarren- oder Geigenunterricht. Um Müßiggang oder unnötiges Nachdenken zu vermeiden, zwingt Josefine Dietrich ihre Töchter in eine alltägliche, streng reglementierte Monotonie. Sie will sie panzern gegen die Versuchungen des Lebens, denen sie in Gestalt ihres verstorbenen Mannes erlegen war.

Sie wurde dort geboren, wo die Häuser anfangen nach Enge und Elend zu riechen: Leni Riefenstahl ist ein Mädchen aus dem Wedding, der von den Berliner Bürgern gefürchteten »Arbeiter- und Verbrecherkolonie«. Der Wedding, das ist Armut und Moderne, provozierende Nüchternheit gepaart mit erdrückender Trostlosigkeit. Im Wedding ist die Stadt zu Ende, der Himmel grau und weit. »Es ist der Himmel des Berliner Nordens, des

Fabrikordens, am Tage eine Rauch- und nachts eine rotbraune Feuerwolke, bloß, daß diese Wolkensäulen hier kein Volk ins gelobte Land geleiten; wer hinter diesen Himmelszeichen geht, der dreht sich ewig am gleichen Fleck, mit Tausenden zugleich eingekeilt in das Räderwerk der Maschine, gepreßt, umhergewirbelt, zerfleischt.«<sup>6</sup> Berlin ist ein Anziehungspunkt für Zuwanderer aus den östlichen Provinzen, die hier auf Arbeit hoffen. Diese Zuwanderer werden Berlin in eine moderne Großstadt verwandeln.<sup>7</sup> Leni Riefenstahl gehört zu ihnen, sie ist eine Berlinerin der ersten Generation. Ihre Mutter, Bertha Ida Scherlach, war als 18. Kind eines Zimmermanns 1880 in Westpreußen zur Welt gekommen. Ihr Großvater hatte sich noch als alter Mann nach Berlin aufgemacht, um dort sein Glück zu suchen. Doch er fand keine Arbeit, seine Kinder mussten für den Lebensunterhalt sorgen. Zwar behauptet Leni Riefenstahl, aus einem bürgerlichen Haushalt zu stammen, doch den kargen Fakten, die sie über ihre Kindheit und Jugend verrät, lässt sich entnehmen, dass dem nicht so war. Ihre Mutter nähte Blusen, und der Rest der Scherlachs scheint sich mit Heimarbeit über Wasser gehalten zu haben. In einer der wenigen Erinnerungen, die sie über ihre Verwandtschaft preisgibt, sieht sie die ganze Familie an einem langen, großen Tisch sitzen und Zigarettenhülsen kleben.

Ihre Mutter war ein hübsches, neugieriges Mädchen, das Schauspielerin werden wollte. Sie träumte davon, dem Elend durch Schönheit und Kunst zu entkommen. Doch der

ungelernten Näherin sollte der gesellschaftliche Aufstieg nur durch Heirat gelingen. Ihren zukünftigen Mann lernte sie bei einem Kostümfest kennen. Alfred Theodor Paul Riefenstahl war Klempner und stammte aus einer Brandenburger Handwerkerfamilie. Wie es im Handwerk üblich war, suchte er eine Frau zur Mitarbeit in seinem Betrieb. In der jungen Scherlach findet Riefenstahl eine ehrgeizige Frau, die seine Ambitionen für den Aufstieg mit ihm teilt. Sie heiraten am 5. April 1902. Das Hochzeitsfoto ist nicht im Atelier, sondern im Festsaal aufgenommen. Das Brautpaar steht vor einem langgestreckten Tisch, den verschiedene Blumengestecke zieren, im Hintergrund ist eine Art Theatervorhang zu sehen. Die Braut trägt ein hochgeschlossenes weißes Kleid mit Schleier und Schleppe, das einen reizvollen Kontrast zu ihren dunklen Haaren bildet. Links hält sie ihren Blumenstrauß aus weißen Rosen, und rechts hat sie sich bei ihrem Bräutigam eingehakt. Er war ein großer, kräftiger Mann mit blauen Augen und blondem Haar. Man sieht ihm an, dass er zupacken kann und lebensfroh ist. Riefenstahl ist der Typ Mann, der gerne singt, laut über seine eigenen Witze lacht, aber auch sehr schnell sehr wütend werden kann. Seine Neigung zum Jähzorn, unter dem seine Tochter zu leiden haben wird, ist ihm anzusehen. Doch im schwarzen Gehrock mit weißer Fliege wirkt er am Tag seiner Hochzeit vertrauenerweckend und freundlich. Er posiert barhäuptig, den gut gebügelten Zylinder hält er unter seinem linken Arm eingeklemmt. Seine Frau hat eine sehr aufrechte

Haltung eingenommen, sie sieht stolz und unnahbar aus. Er steht dagegen beinahe schief, deutlich darum bemüht, ihr zugeneigt zu sein. Die Frischvermählten blicken ernst und gefasst in die Kamera.

Fünf Monate später, am 22. August, wird ihre Tochter Helene Amalia Bertha Riefenstahl geboren. Die ersten Jahre ihrer Kindheit wohnt die Familie in einer Wohnung in der Prinz-Eugen-Straße im Wedding. Das ist eine für Berlin eher kurze Straße, die in der Nähe des Leopoldplatzes direkt beim Krematorium gelegen ist. Als Leni 3 Jahre alt ist, kommt ihr Bruder Heinz zur Welt. Damit ist die Familie komplett. Das Ehepaar Riefenstahl will dem neuen Mittelstand angehören. Sie haben keine 18 Kinder wie die Scherlachs, sie investieren in Erziehung und Bildung von nur zwei Kindern. Alfred Riefenstahls Geschäfte laufen gut. Er gehört zu den Modernisierern und Traditionalisten gleichermaßen, begeistert sich für den Fortschritt im technischen wie auch ökonomischen Bereich, besteht jedoch auf seinem besonderen Status als Handwerker, der ihn deutlich von der Arbeiterschaft unterscheidet. Im Wedding gibt es beides: neue industrielle Produktion und neues soziales Elend. Die Ansiedlung von Osram, AEG, Rotaprint, Schering und Schwartzkopff machen den Bezirk zu einem der wichtigsten Industriestandorte der Stadt. Bald schon dominieren mehrgeschossige Mietskasernen, in denen die Arbeiter wohnen. Viele von ihnen werden um ihre Hoffnungen auf ein besseres Leben betrogen. Sie werden arbeitslos, beginnen zu trinken und verwahrlosen.

Immer wieder schildern Zeitgenossen, dass bis tief in die Nacht vor Hunger oder Schlaf zitternde Menschen durch die Straßen des Berliner Nordens taumeln. Sie wissen nicht mehr, wohin sie gehen sollen, und haben alles verloren. Dieses Arbeiterelend direkt vor der Haustür wird Vater Riefenstahl in seinem Streben nach gesellschaftlicher Distinktion bestärkt haben.

Auf einer Fotografie, die seine 5-jährige Tochter zeigt, sieht man ein Mädchen, das aus eng zusammenstehenden, dunklen Augen ängstlich in die Kamera blickt. Es steht vor einem Baum im Wald. Sein blondes Haar wird auf der linken Seite durch eine schief sitzende weiße Schleife geschmückt. In der einen Hand hält es einen Zweig, die andere Hand hat es halb hinter seinem Rücken versteckt. Es trägt ein weißes Hängerkleidchen, das am Hals und an den Handknöcheln mit einem dunklen Band abgesetzt ist. Man sieht seinen Unterrock hervorblitzen; auch die Söckchen sind weiß, und wahrscheinlich hat es schwarze Lackschuhe an. Das Mädchen wirkt verkrampft, es presst die Lippen aufeinander. Die ganze Gestalt hat etwas Verunglücktes an sich. Noch hat Leni Riefenstahl nicht gelernt zu gefallen. Sie schließt sich im Zimmer ein und will mit ihren Träumen alleine sein. Bereits bei ihrem ersten Theaterbesuch mit 4 Jahren entdeckte Leni Riefenstahl angeblich »die geheimnisvolle Welt hinter dem Vorhang« als einen ihrer bleibenden Sehnsuchtsorte. Sie bestimmt die Kunst als Faszinosum ihres Lebens von klein auf. Dem Vater gefällt das nicht. Er will ein patent

Mädchen, das zupacken und einen großen Haushalt führen kann.

Der Weg zur Kunst führt bei Leni Riefenstahl über den Körper. Als Heranwachsende entdeckt sie ihren Körper als Mittel, um der väterlichen Allmacht zu entkommen. Das unsichere Mädchen trainiert seinen Willen, erprobt seinen Mut: Sie treibt ehrgeizig und intensiv Sport. Das Training ihres Körpers stärkt sie gegenüber ihrem Vater. Zunächst wird sie Mitglied in einem Schwimmclub, dann tritt sie einem Turnverein bei. Weder das eine noch das andere ist unbedingt typisch für eine Handwerkertochter dieser Zeit. Dem Eintritt in den Schwimmclub hat der Vater zugestimmt, dem Turnverein allerdings ist sie ohne sein Wissen beigetreten. Nach einem Sportunfall fliegt alles auf, und sie wird vom Vater streng bestraft. Es soll ein festes Muster ihres Lebens werden: Leni Riefenstahl muss ihren Vater hintergehen, um ihre Wünsche und damit sich selbst zu verwirklichen.

Das ehrgeizige Training ihres Körpers korrespondiert mit ihrem schwärmerischen Verhältnis zur Natur. »Als ›Naturkind‹ wuchs ich auf, unter Bäumen und Sträuchern, mit Pflanzen und Insekten, behütet und abgeschirmt«, schreibt das Mädchen aus dem Wedding über seine glückliche Kindheit. Pubertäre Naturschwärmerei wird zu einer Fixierung, die sie bis ins Greisenalter beibehalten wird. Die Natur begreift sie als ihren eigentlichen seelischen Innenraum, als Spiegel ihrer Seele. Ein Foto der 9-Jährigen mit ihrem Bruder Heinz zeigt sie wieder ganz in

Weiß gekleidet. Sie trägt Turnschuhe und hält einen Tennisschläger in der Hand. Während ihr Bruder im Matrosenkittel vorwitzig in die Kamera blickt, scheint sich seine ältere Schwester noch nicht so recht zu getrauen. Ihre dunklen Augen sind traurig, doch sie strahlt eine starke körperliche Präsenz aus, und auch die Schleife sitzt nun gerade auf dem Kopf.

## *Körper, Kunst und Krieg*



Die kleine Sphinx - Leni Riefenstahl, Berlin 1930

Kleine Sphinx - Leni Riefenstahl, aus: *Scherl's Magazin*, 6. Jg., Heft 2, Februar 1930, S. 201. Sammlung Köhler. Foto: Lotte Jacobi, Berlin, © The Lotte Jacobi Collection, University of New Hampshire, Durham, NH, USA

Ihre Jugend beginnt mit der Revolution. 1918, mit 16 Jahren verlässt sie die Schule. Leni Riefenstahl besuchte das Kollmorgensche Lyzeum, eine private Höhere Knaben- und Mädchenschule, in Tiergarten.<sup>8</sup> In Geschichte und Gesang war sie die Schlechteste, aber in Mathematik und

Turnen die Beste. Die Mutter, auf das gute Aussehen der Tochter bedacht, näht ihr zur im gleichen Jahr stattfindenden Einsegnung ein Kleid, in dem sie nach eigenen Angaben aussah wie eine *Femme fatale*. Das allerdings ist nur schwer vorstellbar, denn auf Fotos dieser Zeit wirkt sie gehemmt und schüchtern. Leni Riefenstahl leidet noch immer unter ihrem Vater. Je älter sie wird, umso mehr achtet er darauf, dass sie seine Erwartungen erfüllt. Er ist launisch, unbeherrscht, jähzornig und fürchtet nichts so sehr wie den vorzeitigen Verlust der Jungfräulichkeit seiner Tochter. Über jeden ihrer Schritte will er informiert sein. Die Mutter steht ohnmächtig daneben. Sie findet ihren Mann zu streng – ihren Kindern und ihr selbst gegenüber. Mittlerweile leben sie außerhalb der Stadt. Alfred Riefenstahl hat in Zeuthen bei Berlin ein Haus gekauft. Als Kind war Leni Riefenstahl hier an den Wochenenden glücklich gewesen: im Zeuthener See hat sie ihre ersten Schwimmversuche unternommen und sich auf Bäumen, hinter Sträuchern und im Schilf ihre Rückzugsorte gebaut. Doch sie ist kein Kind mehr, und die Natur allein reicht ihr nicht, um glücklich zu sein. Leni Riefenstahl erlebt das Dilemma der Ehe ihrer Eltern hautnah: die Träume der kleinen Näherin aus Westpreußen sind nicht wahr geworden. Sie hat ihre soziale Situation zwar verbessert, doch da bleibt ein unerfüllter Rest. Bertha Riefenstahl sehnt sich nach Erfolg durch Schönheit und Kunst, den sie in der Schauspielerin verwirklicht sieht. Ihr Mann, stolz auf Betrieb wie auf Familie, fühlt sich von

dieser Welt des Scheins bedroht. Er fürchtet und bekämpft jene Erhöhung, die sich die Mutter von der Kunst verspricht. Darunter zu leiden hat vor allem die Tochter.

Als Mädchen aus dem Wedding, wo Geld und Grammatik rar sind wie Joseph Roth bemerkt hat, will sie irgendwann zu denen ganz oben gehören. Ein Haus in Zeuthen bei Berlin zu besitzen ist allerdings nur ein bescheidener Erfolg. Die Riefenstahls wohnen nicht in einer der vornehmen Villenkolonien wie Dahlem oder dem Grunewald, sondern auf dem platten Land. Eigentlich ist der Vater nur dahin zurückgekehrt, woher er gekommen ist. Er hat der Großstadt den Rücken gekehrt und seine Familie in Sicherheit gebracht. »Nach jedem Schultag ging ich die Tauentzienstraße rauf und runter, vom Wittenbergplatz zur Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und zurück zum KaDeWe.«<sup>9</sup> Mit wachsendem Vergnügen erprobt sie ihre Wirkung auf die Männer. Zuerst hat sie deren aufmerksame Blicke nur registriert, doch irgendwann hat sie angefangen diese Blicke zu genießen. War sie jedoch mit ihrem Vater unterwegs, so herrscht er sie an: »Schau runter, guck die Männer nicht so an!« – und sie gehorcht. Geht sie allein durch die Straßen, so wartet sie nur darauf, dass der Blick eines Mannes sich auf ihren Schultern, ihren Beinen oder ihrem Mund niederlässt. Dieser Blick begleitet sie bei der Zugfahrt nach Hause, und sie spürt ihn sogar noch, wenn sie abends in ihrem Mädchenzimmer liegt. Sie denkt an die nächtlichen Straßen der Stadt, in denen immer etwas los ist und der

Strom der Menschen nie abreißt. Sie will auch gerne dabei sein, im Kino oder Restaurant sitzen, sich bewundern lassen und sich vergnügen.

Leni Riefenstahl widersetzt sich ihrem Vater. Jeder Blick, den sie erwidert, ist ein Verstoß gegen die von ihm aufgestellten Regeln. Ihr Stolz rebelliert dagegen, mit gesenktem Kopf neben ihm durch die Straßen zu gehen – und vielleicht tut sie es dann doch immer wieder. Je länger sie sich jedoch an die unerlaubte Bewunderung durch die Blicke fremder Männer gewöhnt, umso selbstbewusster wird sie. Diese Begegnungen laufen in der Regel sprachlos ab, es gibt nur diesen flüchtigen Moment aufblitzenden Begehrens in den Augen des anderen, und schon ist der Zauber vorüber. Leni Riefenstahl ist noch keines dieser »hurtigen, straffen Großstadtmädchen mit den unersättlich offenen Mündern«, über die Franz Hessel schreibt, sie hat den Sex noch nicht entdeckt.

Die Stadt wird zu ihrer ersten Bühne. Nach der Schule flitzt sie in den Tiergarten, dreht Pirouetten mit ihren Rollschuhen und wartet auf Publikum. Bald schon ist sie von einem Kreis von Bewunderern umgeben.

Das Berlin, in dem sich diese kleinen Inszenierungen auf dem Boulevard oder im Park abspielen, ist das Berlin des Ersten Weltkriegs. Doch Leni Riefenstahl scheint die Welt in Feldgrau nicht wahrgenommen zu haben. Von einer Kriegskindheit mit Toten, Schmerz und Leid ist bei ihr nie die Rede. Es sind ihre Kindheitsjahre im Wedding und der soziale Ehrgeiz der Eltern, die sie prägen. In Leni

Riefenstahls Kindheitsheimat mischen sich das Elend der Arbeiter und Handwerker aus den östlichen Provinzen mit der Sachlichkeit der Moderne. Das wilhelminische Berlin entwickelt eine geradezu romantische Schwärmerei für Stahl, Schienen, Kabel, dahinbrausende Hochbahnzüge und aufkletternde Hochhäuser. Wilhelm II. hat die wachsende Bedeutung der Technik erkannt. Er sorgt für die Aufwertung der Technischen Hochschulen und den Ausbau des Ingenieurstudiums.

Auch Alfred Riefenstahl setzt auf die vitale Kraft der Technik und des Fortschritts. Er war 10 Jahre alt, als Wilhelm II. auf den Thron kam. Theodor Fontane hat geschrieben, sie seien froh gewesen, als »das Weiber- und Krankenregiment« zu Ende gewesen sei und endlich ein junger Kaiser das Sagen hatte. Wilhelm II. fegt alles zur Seite und nimmt die Rolle des jugendlichen Helden ein. Der finstere, undurchschaubare, monströse Bismarck, der sich immer wieder in das Dunkel der Wälder zurückzog und von dem es hieß, dass er so sehr hassen könne, musste dem kaiserlichen Heros weichen. Die Zeit der Bescheidenheit ist vorbei. Wilhelm II. liebt es zu protzen, sich mit Bewunderern zu umgeben und betreibt eine von dem alten Adel als unpreußisch empfundene inflationäre Politik der Standeserhöhungen.<sup>10</sup> Der junge Kaiser ist ein unruhiger Mann, der nicht allein sein kann, der die ständige Abwechslung sucht und am liebsten reist oder redet.<sup>11</sup>

In den Jahren seiner Regierung wird Berlin zum Modell der nervösen Stadt. Einige Etappen der Entwicklung

werden einfach übersprungen, und so präsentiert sich die Stadt ohne »die malerischen Spuren einer ungewaschenen, unfrisierten, unhygienischen Kindheit«<sup>12</sup>, die man noch in London oder Paris findet. Schnurgerade breite Straßen sind für den brausenden Verkehr da; der Kaiser hat das »Jahrhundert des Motors« ausgerufen. Adelige Damen aus der Provinz hetzen atemlos über den Potsdamer Platz, sie umarmen sich vor Glück, wenn sie heil die andere Seite erreicht haben. Es herrscht ein großes Durcheinander von Autos, Zeitungsverkäufern, Elektrischen, Passanten, Handwagen und Fahrrädern. Auf den Gehsteigen wird gestoßen, getrippelt, geschoben, geschlurft und geschlendert. Für die Schauspielerin Tilla Durieux war Berlin in diesen Jahren vor dem Krieg toll vor Lebenslust und Tatkraft. Das verdiente Geld wird auch ausgegeben, die Frauen tragen Federhüte und hochgeschnürte Busen, man liebt das öffentliche Vergnügen und den Tanz. Berlin ist eine Stadt, die durch ihre Formlosigkeit, ihre enorme Ausdehnung und ihren großstädtischen Ehrgeiz erschreckt. Man will die ärmliche Vergangenheit vergessen machen und stellt das Hypermoderne zur Schau.

Alfred Riefenstahl gehört der Generation an, die durch den wirtschaftlichen Aufschwung geprägt geworden ist, der dieses Berlin erst möglich gemacht hat. Im Vordergrund steht für sie nicht die Lösung politischer Probleme, sondern das Interesse am Vorwärtskommen. Nichts steht so hoch im Ansehen des Kaisers wie Erfolg und Reichtum. Die Zirkulation der Geldströme, das ist

Bewegung, und er liebt die Bewegung. Darin ist er zweifellos ein moderner Geist: Reichtum begreift er als eine neue Form der Macht. Diese Einstellung findet zwar nicht die Billigung des alten Adels und der Bildungsbürger, doch sie gefällt Parvenus und solchen, die es noch werden wollen: Leuten wie Alfred und Bertha Riefenstahl eben.

Leni Riefenstahls Vater versteht sich nicht nur als traditioneller Handwerker, sondern auch als vorausschauender Geschäftsmann. 1885 war in Beelitz bei Berlin die erste Fernheizungsanlage eingerichtet worden, und seitdem werden in Neubauten Zentralheizung sowie moderne Sanitäreinrichtungen installiert. »Häuser mit elektrischem Aufzug, elektrischem Licht, Baderäumen für die Herrschaft und die Dienstboten, warmes Wasser bei Tag und bei Nacht gehören nicht mehr, wie bei uns in Frankreich, zu den Ausnahmen«,<sup>13</sup> bemerkt Jules Huret erstaunt. Alfred Riefenstahl – spezialisiert auf Vertrieb und Einbau der neuen Technologien – verdient gutes Geld. Wenn er auch einen florierenden Handwerksbetrieb besitzt, gehört er deshalb noch lange nicht dem Bürgertum an, wie das seine Tochter später behauptet. Die Erfahrung des Handwerkers ist nahe dem Lebenszuschnitt städtischer Unterschichten und der kleinstädtischen Landbevölkerung; nur selten gelingt der Sprung ins Bürgertum. Die erstrebte Mittellage bleibt zumeist eine unerfüllte Sehnsucht. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist die Zwei-Kind-Familie auch in Handwerkerkreisen keine Seltenheit mehr. Den Kindern wächst verstärkt soziale Bedeutung zu: auch Leni und

Heinz Riefenstahl sind dazu ausersehen, den Aufstieg ihrer Eltern zu krönen. Heinz Riefenstahl ist ein stiller Junge, der Innenarchitekt werden will. Doch sein Vater möchte, dass er in den Betrieb einsteigt, natürlich nicht als Handwerker, sondern als Ingenieur. Alfred Riefenstahl denkt in diesem Fall modern, gilt doch der Ingenieur als »Held unserer Zeit« (Peter Behrens).

Der Umbau Berlins von einer Stadt kaiserlicher Repräsentation in eine Stadt des Kollektivs hat bereits vor dem Ersten Weltkrieg begonnen. Die neue Sozialpolitik und das funktionsgerechte Design bedeuten den Bruch mit dem 19. Jahrhundert.<sup>14</sup> In Handwerk wie Design setzt man auf die Sachlichkeit sichtbarer Funktionen. Die schmucklose Verbindung von Funktion und Form wird zum Stil einer machtbewussten deutschen Industriekultur. In gewissem Sinne ist Alfred Riefenstahl ein Agent der Modernisierung von Form und Funktion. Er setzt als Handwerker auf die Zukunft, ist stolz auf die technische und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit seines Landes. Seine Frau und er leben in dem Gefühl, zur rechten Zeit in der rechten Stadt zu sein. Hier kann man noch Karriere machen. Bertha Riefenstahl gehört zu jener Jugend, die, nach der Reichsgründung vom Osten nach dem Westen kommend, in Berlin ihren eigentlichen Bestimmungsort gefunden hat. »Die neue Stadtbevölkerung (...) war jung, rücksichtslos und unternehmend; sie war den Erscheinungen des modernen Amerikanismus gegenüber nicht nur weniger sentimental als die Volksteile im alten Süden und Westen

des Reiches, sondern sie sehnten diese Erscheinungen geradezu herbei.«<sup>15</sup> Ihre Akkulturation an die moderne Sachwelt betrachtet sie als einen entscheidenden Zuwachs von Lebensqualität. Die Traditionslosigkeit Berlins ist ihre Chance für einen Neubeginn. Alfred Riefenstahl wiederum setzt seinen Geschäftssinn und seine Handwerkstugenden ein, um nach oben zu kommen und am wirtschaftlichen Aufschwung teilzuhaben: Das Ehepaar Riefenstahl verkörpert den neuberlinischen Stadtgeist.

Das heißt aber auch, dass sich zu ihrer Tüchtigkeit und ihrem Ehrgeiz eine Portion Kulturlosigkeit gesellt.<sup>16</sup> Zwar sorgen sie dafür, dass ihre Tochter Klavierunterricht erhält, doch dies hat mehr mit Chancen auf dem Heiratsmarkt als mit Liebe zur Musik zu tun. Alfred Riefenstahls Interesse an Kunst und Kultur erschöpft sich in gelegentlichen Theaterbesuchen. Schauspielerinnen rangieren für ihn unter der Kategorie Halbweltdamen. Seine Frau dagegen gehört zu jenen Berlinerinnen, die glauben, gleich nach der Gräfin rangiere die Schauspielerin, es gehe vor allem um den gelungenen Auftritt. Speziell die neue Kunst der Filmschauspielerei ist das richtige Metier für Dilettanten, die an ihre künstlerische Berufung glauben. Bertha Riefenstahl unterstützt das Interesse ihrer Tochter an der Schauspielerei. Gemeinsam begeistern sich Mutter und Tochter für die Leinwandstars. Kein Wunder, dass Leni Riefenstahl zum Film will. Ein kleines Inserat in der *B.Z. am Mittag* gibt schließlich den Ausschlag: darin werden 20 begabte Mädchen für Filmaufnahmen gesucht. Als